

Ute Gniewoß

Das „Dorf der alle zusammen“ auf Lesbos

Die Insel Lesbos liegt neun Kilometer von der türkischen Küste entfernt. Sie gehört zu Griechenland und damit zu Europa. Daher versuchen Flüchtlinge, nachdem der Fluchtweg über den Fluss Evros durch einen Zaun, Bewachung und Minen unmöglich geworden ist, mit von Schleppern organisierten Booten nach Lesbos zu kommen. Vor einigen Jahren hat sich auf der Insel das Netzwerk „Das Dorf der alle zusammen“ gegründet, das aus kleinen Organisationen, Kirchengemeinden und einzelnen Bürger/innen besteht. Flüchtlinge und verarmte griechische Menschen werden unterstützt. Das Netzwerk finanziert sich bis heute ausschließlich durch Spenden. Als 2012 sechzig Flüchtlinge auf dem größten Platz des Hauptortes Mytilini lagerten, wurde das Netzwerk aktiver. Die Freiwilligen trotzten dem Bürgermeister das Gelände eines ehemaligen Kinderfreizeitentrums ab, wo sie die Flüchtlinge unterbrachten. Zwischen 2012 und 2014 versorgten sie ehrenamtlich 30 Flüchtlinge ständig und etwa zweimal pro Woche noch 40 bis 50, die aus der Registrierungsstelle Moria entlassen wurden und für ein paar Tage bei ihnen Schutz suchten, bis sie nach Athen weiterreisten.

Ein Netzwerk von Menschlichkeit

In kleinen Holzhütten standen bis zu zehn Feldbetten, nah beieinander; die Familien waren in einem festen Haus untergebracht. „Pikpa“ heißt diese Herberge, ein Name, der auch für andere soziale Einrichtungen in Griechenland verwendet wird. Hier wird nicht registriert und reglementiert, sondern freundlich empfangen. Den Flüchtlingen wird zugehört, sie werden beraten, so gut es geht, und sie dürfen bleiben und durchatmen. „Wir machen das Normale, denn es ist nicht normal, nichts wissen zu wollen und sich nicht um bedrückte Menschen zu kümmern“, sagt Efi Latsoudi, eine der Organisatorinnen.

Im Jahr 2015 hat sich die Situation dramatisch verändert. Nun werden in „Pikpa“ ständig zwischen 100 und 150 Menschen betreut und versorgt. Es sind besonders verletzte Menschen, die hier landen:

Schwangere, Behinderte, Menschen, die Angehörige bei einem Schiffbruch verloren haben ... Sie bleiben einige Tage oder auch Wochen, je nach ihren Möglichkeiten weiterzukommen. In einer großen Küche kochen pro Tag Freiwillige zwischen 1.000 und 2.000 Essen, die dann in den Registrierungsstellen auf der Insel an Flüchtlinge verteilt werden. Es werden zwei Übersetzer vom Netzwerk bezahlt und eine Krankenschwester. Zwei Projekte sind in Vorbereitung: ein Restaurant, in dem Flüchtlinge mitarbeiten und das preisgünstige Essen ausgibt und ein Nähprojekt, bei dem Taschen aus den am Strand liegenden Rettungswesten hergestellt werden sollen, die dann verkauft werden.

Ich habe mit diesem Netzwerk seit 2013 Kontakt und war dann 2014 und 2015 jeweils für zwei Wochen dort. Außerdem sammle ich im Rahmen meiner Arbeit als Pfarrerin Geld für das Projekt, weil ich sehe, dass dort Menschen, die oft selbst in sehr prekären Verhältnissen leben, alles geben, um Flüchtlingen beizustehen.

Im Herbst letzten Jahres grenzte es für mich an ein Wunder, dass so viele Aktivitäten laufen und vorbereitet werden, denn es gibt dort für niemanden so etwas wie ruhiges Planen und Arbeiten. Die menschlichen Schicksale, mit denen alle Helfenden dort täglich konfrontiert waren, sind monströs. Während meines Aufenthaltes gab es einen größeren Schiffbruch, vier Tote wurden gleich geborgen, 12 in den nächsten Tagen, aber wie viele es waren, weiß niemand, weil nicht klar war, wie viele Menschen auf dem Schiff waren. Da das Netzwerk darauf besteht, dass jeder Tote würdig beerdigt wird, und da es nicht so schnell beerdigen konnte, wie es Tote gab, war gerade eine große Kühlanlage für Leichen angeschafft worden. Die Überlebenden der letzten Schiffbrüche waren in „Pikpa“ untergekommen und das Netzwerk bemühte sich um psychologische Begleitung, aber die Situation war einfach furchtbar. Eltern befanden sich im seelischen und geographischen Niemandsland, plagten sich mit der Frage nach Schuld und wussten

„Wir machen das Normale, denn es ist nicht normal, nichts wissen zu wollen und sich nicht um bedrückte Menschen zu kümmern.“

oft nicht, wo, wie und von welchem Geld ihre Kinder beerdigt werden können. Im Krankenhaus wurde um jedes Leben gekämpft, Schwerverletzte wurden nach Athen ausgeflogen, aber gerade Kinder starben schnell an Unterkühlung.

Ein unbeschreibliches Elend

An einem Tag war ich in Sikamnia, wo viele der überbesetzten Schlauchboote ankommen. Freiwillige standen auf der griechischen Seite und sobald ein Boot in Sichtweite war, winkten sie mit Fahnen und ihren Armen und riefen laut, um das Boot an eine sichere Stelle zu dirigieren und den Menschen im Boot Mut zu machen. Dann taumelten die Menschen aus den Booten, wurden willkommen geheißen und vielen wurde eine Rettungsfolie umgelegt. Fast alle waren nass und viele hatten keine Wechselkleidung, weil sie kaum Gepäck mitnehmen durften. Eine Zusammengebrochene wurde mit Sauerstoff versorgt, in ein privates Auto gepackt und unter Hupen von Freiwilligen zu einem Arzt gebracht. Die Angekommenen wussten, dass sie eine lebensgefährliche Fahrt hinter sich hatten – man sah es ihnen an. Die meisten gingen dann los, zu Fuß und weit, um zur Registrierungsstelle zu gelangen. Je schlechter das Wetter wird, umso preisgünstiger und gefährlicher wird die Überfahrt (im Sommer kostete sie ca. 3.000 €, im Herbst waren es etwa 1.000 €). Aber die Menschen kamen, weil sie keine Alternative hatten. Mir war klar: Sie werden weiter diesen Weg nehmen und es werden weiter viele dabei umkommen, wenn

es nicht gelingt z.B. den Langweg wieder zu öffnen oder die Geflohenen gleich mit guten Schiffen an der Türkischen Küste abzuholen und in ein sicheres Land zu bringen. Was hier geschah und geschieht, ist ein Verbrechen.

Nach der Registrierung, die manchmal Tage dauert, warten die Geflohenen im Hafen von Mytiline auf ein Schiff. Warme Kleidung und Decken werden in großen Mengen gebraucht. Einer meiner Jobs in diesen Tagen war es, Kleidung zu sortieren und dann im Hafen oder in Sikamnia zu verteilen. Nicht wenige Flüchtlinge verbringen all diese Tage draußen, weil die Zelte in den Camps bei weitem nicht reichen. In den ersten Tagen meines Aufenthaltes hat es ununterbrochen geregnet und die Menschen waren nass bis auf die Haut. So standen sie dann in der langen Schlange in der Registrierungsstelle Moria und wenn sie endlich das ersehnte Papier hatten (in dem ihnen bescheinigt wird, dass ihre Abschiebung um 30 Tage verschoben wird), wussten sie nicht, wie sie dieses Papier trocken weiterbefördern konnten, weil alles nass war.

Manche der Geflohenen hatten bei ihrer Ankunft auf Lesbos 20 Tage Flucht hinter sich, andere waren schon über zwei Jahre unterwegs, weil sie nicht nach Europa kommen wollten und erst versucht haben, in den Nachbarländern Syriens und Afghanistans bleiben zu können. Einige hatten einen eigentümlich tapsigen Gang – erst nach einer Weile habe ich verstanden, dass sie Blasen an den Füßen hatten und daher vermieden, den Fuß abzurollen. Was auf Lesbos geschieht, ist nur eine Station der Flucht. Wer bei uns in Deutschland ankommt, hat viele Stationen hinter sich und wir sehen es den Menschen nicht an. Wir wissen nicht, wie viel Gewalt und Gefängnisaufenthalte sie hinter sich haben. Wir sehen nicht, wo überall auf der Welt ihre Angehörigen sind und wie viele aus ihrer Familie umgekommen sind. Wir wissen nicht, wo die Gräber sind, zu denen sie nicht mehr gehen können. Mir wurde noch einmal klar, dass wir das unbedingt in Kopf und Herz haben müssen, wenn wir ihnen bei uns begegnen.

Wunderbare Hilfe

In all diesem Chaos gibt es eine gute Nachricht: Jeden Tag stehen Menschen in „Pikpa“ und sagen: „Hier sind wir, was können wir tun?“ Freiwillige aus Griechenland, aus allen europäischen Ländern, selbst aus den USA und Australien tauchen auf und helfen. Manchmal finden sie nicht gleich eine Auf-



Ute Gniewoß (rechts) im Gespräch in Pikpa



Ankommen in Sikamnia
(auf Lesbos)

gabe und unter den vielen Organisationen, die auf der Insel tätig sind, gibt es kaum Koordination. Aber die Freiwilligen sind da und packen an. Eine Gruppe von Polizisten aus Madrid macht hier ihren Urlaub und hilft von morgens bis abends am Meer. Eine Australierin winkt seit vier Monaten am Strand die Ankommenden heran. Eine Niederländerin hat Wohnung und Arbeit aufgegeben, um hier zu helfen. Ihren Unterhalt finanziert sie durch die Unterstützung von Freunden und Bekannten, die sie regelmäßig in einem Blog informiert. In „Pikpa“ sortieren Menschen aus fünf verschiedenen Ländern die ankommende Kleidung. Ein Ehepaar aus Hamburg hat zehn Zelte organisiert; sie werden aufgebaut und gleich mit Menschen gefüllt. Ein Paar aus Berlin finanziert den Sprachunterricht und die Beschäftigung mit den Kindern. Ein griechisches Ehepaar stellt sein Hotel für Helfende zur Verfügung und versorgt sie kostenlos. Eine Gruppe von Clowns macht Programm und Musik für die Kinder in den Camps.

Und diejenigen, die diese Arbeit schon lange tun und vor Ort leben, nehmen sich oft in den Arm, weinen zusammen und drücken sich. „Was stärkt euch in dieser Arbeit?“, habe ich am letzten Abend einige der Organisator/innen gefragt. „Die Solidarität, die wir erleben und die Hoffnung, dass es so nicht bleiben muss, wie es jetzt ist“, war die Antwort.

Jetzt im April 2016 hat sich die Situation schon wieder verändert. Es gibt nun einen europäischen Asylpakt, der in Brüssel verhandelt wurde. Die Organisation Pro Asyl erläutert dazu: „Im Grenzstaat Griechenland drohen nun pro-forma-Verfahren mit anschließender Masseninhaftierung und Massenabschiebung. Das Flüchtlingsrecht und die Menschenrechtskonvention werden ausgehebelt. Griechenland wird zum Asyllager der EU, die Türkei zum Vorposten.“

Efi Latsoudi aus Lesbos schreibt: „Solidarität wird jetzt kriminalisiert. Ein freiwilliges Ret-

team wurde 70 Stunden im Gefängnis festgehalten. Sie mussten 15.000 € bezahlen, um aus dem Gefängnis freizukommen. Dabei kamen sie her, um Leben zu retten. Freiwillige müssen sich registrieren lassen. Dabei ist das Problem nicht, dass die Behörden versuchen, die inzwischen über 100 aktiven Nichtregierungsorganisationen zu kontrollieren – das Problem ist, dass spontane und nicht registrierte Solidaritätsaktionen kriminalisiert werden. Du darfst noch nicht mal Wasser an Flüchtlinge weitergeben, wenn du nicht registriert bist.“ Und die Situation spitzt sich weiter zu. Überall in Griechenland entstehen kleine Camps ohne Versorgung, 35.000 Flüchtlinge kommen nicht weiter. Nun hat der Bürgermeister von Mytilini beschlossen, dass „Pikpa“ geräumt werden soll. Die Unterstützerteams an der Küste, die sozialen Küchen und medizinischen Einheiten, unabhängig organisierte Camps und Seenotretter werden jetzt in ihrer Arbeit blockiert. Was für ein Hohn, denn es ist gerade freiwilliger griechischer und internationaler Solidarität zu verdanken, dass hier noch ein Europa der Menschlichkeit erlebbar war.

Das Netzwerk kämpft gegen diese Politik und gegen die Schließung von „Pikpa“ und schafft es gleichzeitig noch, ein Team mit viel Material nach Idomeni zu schicken, um den Flüchtlingen dort beizustehen. Sie werden nicht aufgeben und sie brauchen auch unseren Beistand. Wer das „Dorf der alle zusammen“ unterstützen möchte, kann dies tun:

Empfänger: Evang. Kk-Verband Eberswalde, Evang. Bank e.G., IBAN: DE 215206 0410 0603 9017 42, BIC: GENODEF1EK1, Bitte angeben!: „Flüchtlingsarbeit KK Lesbos“

Wer eine Spendenquittung wünscht, schreibe mir bitte seine Adresse an: utegniewoss@web.de.

Ute Gniewoß

Pastorin der Evangelischen Kirchengemeinde Heilig Kreuz-Passion in Berlin.

Wer bei uns in Deutschland ankommt, hat viele Stationen hinter sich und wir sehen es den Menschen nicht an.